



**„Heimkehr ins Nichts“.
Der Tag der Befreiung vom
Nationalsozialismus im Sterbelager
Dörnhau und die Heimreise nach
Neumarkt am Mieresch / Târgu
Mureș in Rumänien**

Gespräch mit Lajos („Laló“) Erdélyi
am 5. Mai 2015 in der Gedenkstätte

Seite 2
Vorwort
Dr. Hans-Christian Jasch

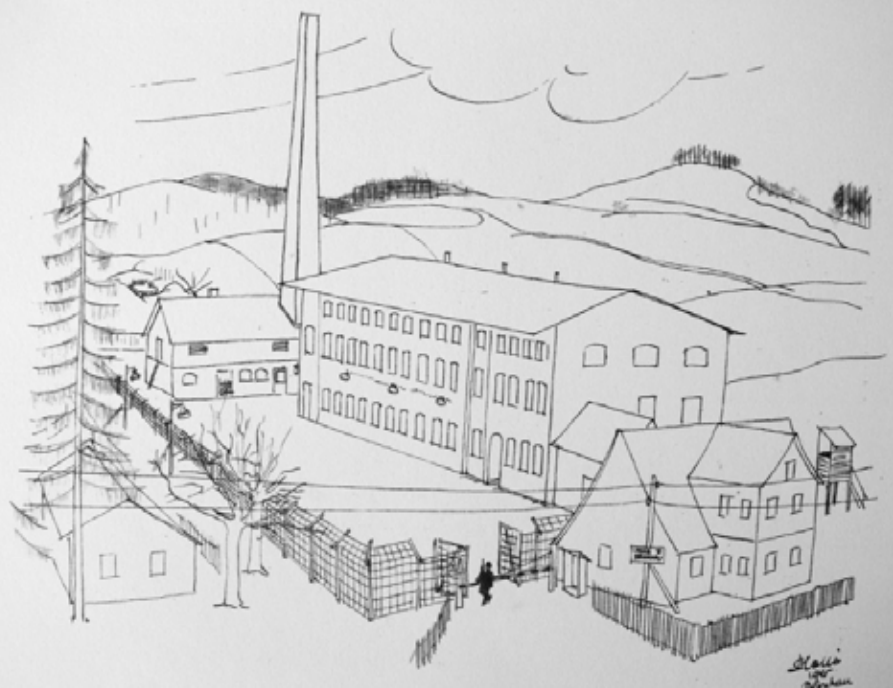
Seite 3
Das Gespräch mit Herrn Lajos
Erdélyi und Frau Dr. Gabriella
Valaczkay

Seite 10
Auszüge aus der Dokumentation
„Lalo“ von István Jávör (2009)

Seite 11
Der „Komplex Riese“

Seite 12
Veranstaltungshinweise

Seite 12
Impressum



Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde der Gedenkstätte,

den 70. Jahrestag des Kriegsendes haben wir in Wannsee gemeinsam mit dem ungarischen Holocaust-Überlebenden Lajos („Laló“) Erdélyi und einem interessierten Publikum begangen.

Herr Adam Kerpel-Fronius, Mitarbeiter der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und mit der Zeitgeschichte Ungarns gut vertraut, führte das Publikum kenntnisreich in die spezifische Situation Ungarns und die damaligen politischen Verhältnisse in Neumarkt am Mieresch (Marosvásárhely) ein, das heute (wieder) zu Rumänien gehört.

Hieran schloss sich das Zeitzeugengespräch des heute 86-jährigen Fotojournalisten und Buchautors Lajos Erdélyi mit der Journalistin und freien Mitarbeiterin der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz Frau Dr. Gabriella Valaczkay an.

Lajos Erdélyi wurde mit 16 Jahren aus dem siebenbürgischen Marosvásárhely (rumänisch: Târgu Mureș) nach Auschwitz deportiert, dann weiter nach Groß-Rosen und in das weniger bekannte niederschlesische Lager Dörnhau, wo er schließlich zusammen mit seinem Vater im Mai 1945 die Befreiung erlebte. Dörnhau (heute Kolce) liegt 80 km von Breslau/Wrocław entfernt in Niederschlesien. Das Lager wurde am Fuße des Eulengebirges im Mai 1944 als Außenlager des Konzentrationslagers Groß-Rosen eröffnet und war bis 8. Mai 1945 in Betrieb. In Dörnhau waren die Insassen im Gebäude der ehemaligen Teppichfabrik M. Kragen & Co. zusammengepfercht. Dörnhau galt als ein "Sterbelager", dessen Insassen ohne medizinische Versorgung bei Hungerrationen Zwangsarbeit leisten mussten. Im Lager herrschten kaum vorstellbare Zustände. Ruhr und Typhus grassierten. Die SS-Männer mieden die Unterkünfte der Häftlinge aus Angst vor Ansteckung. Ihren Grausamkeiten blieben die Häftlinge bei der Arbeit überwiegend im Freien jedoch auch weiter ausgeliefert.

Herr Erdélyi berichtete ungeschminkt über die Erfahrungen der Deportation, die Reaktionen der Nachbarn in der Heimatstadt, den Verlust seiner Mutter und seiner Schwester, die in Auschwitz unmittelbar nach der Ankunft ermordet wurden und schließlich den Lager-"Alltag" in Dörnhau. Er thematisierte auch das Verhältnis zu seinem Vater. Über den Tod der Mutter und der Schwester wurde nicht gesprochen. Zudem trat eine Art Rollenverschiebung ein, da der Sohn seinen Vater über seine Arbeit in einer Lagerküche mit versorgen konnte. Beide erlebten das Kriegsende im polnischen Niederschlesien. Irgendwann stand das Lagertor offen und die Wachtürme waren nicht mehr besetzt. Lajos Erdélyi entschloss sich schließlich mit seinem Vater zurück in die Heimat zu gehen, obwohl ihm klar war, dass seine Mutter und seine Schwester nicht dorthin zurückkommen würden. Die "Heimreise" nach Marosvásárhely bzw. Târgu Mureș in Rumänien, durch das vom Krieg verheerte Mitteleuropa war beschwerlich und dauerte lange. Lajos Erdélyi erkrankte unterwegs an Typhus. Die insgesamt 750 km wurden schließlich mal mit einer Pferdekutsche, mal mit der Bahn und meist zu Fuß zurückgelegt. Die Heimkehr war mit weiteren Schwierigkeiten verbunden. Im Elternhaus wohnten Verwandte und auf der Schule begegnete Lajos im besten Fall Gleichgültigkeit gegenüber seinem Schicksal, dem Schicksal seiner Familie und dem Schicksal der ungarischen Juden; andere begegneten ihm mit unverhohlenem Antisemitismus und nannten ihn "Hitlers Fehler", da er nicht - wie die meisten Juden - ermordet worden war. Der Plan nach Israel zu emigrieren wurde schließlich verworfen. 1982 ging Lajos Erdélyi nach Budapest.

Das Gespräch mit Herrn Erdélyi haben wir im Folgenden für Sie abgedruckt.

Lajos Erdélyis Memoiren liegen bisher nur auf Ungarisch und Englisch vor. Der Text soll ins Deutsche übersetzt und in der Reihe des Denkmals für die ermordeten Juden Europas veröffentlicht werden.

Dr. Hans-Christian Jasch
Direktor, Haus der Wannsee-Konferenz



Lajos Erdélyi, undatiert

Frau Dr. Valaczkay: Herr Erdélyi, den ich auch noch einmal herzlich begrüßen möchte, wird uns an unserer heutigen Veranstaltung einige Textauszüge aus seinem Buch, aus seinem Lebenslauf, vorlesen und aus seinem Leben erzählen. Er wird aber auch Ihre Fragen sehr gerne beantworten.

Bevor ich Herrn Erdélyi das Wort erteilen möchte, will ich Ihnen eine paar Daten zu dem kleinen Lager Dörnhau geben. Das erste Lager Schotterwerk, wo Herr Erdélyi die ersten drei Monate mit seinem Vater verbrachte und dann das Lager Dörnhau waren die ersten Stationen seiner Deportationsgeschichte. Beide Lager, damals im polnischen Niederschlesien, wurden als Außenlager des Konzentrationslagers Groß-Rosen betrieben und gehörten zum „Komplex Riese“ in Schlesien, im Eulengebirge. Dörnhau wurde erst im Mai 1944 eröffnet. Beide Lager gehörten zu dem größeren Komplex Riese aus insgesamt 16 Außen- und Nebenlagern bestehend. Das „Projekt Riese“ bezeichnete ein größeres Stollensystem im schlesischen Eulengebirge. Es bestand aus mehreren Einzelanlagen. Es wird vermutet, dass die größte Anlage dieses Komplexes als „Führerhauptquartier“, als Ersatz für die „Wolfsschanze“, dienen sollte.

Die Mehrzahl der Häftlinge war zum Ausbau dieses Stollensystems eingesetzt. Ein anderer Teil der Häftlinge musste im Straßenbau Zwangsarbeit leisten. Sie haben für deutsche Großunternehmen gearbeitet, vor allem für die Organisation Todt, dann für Butter & Holzmann, die heute als Tiefbau AG Berlin bekannt ist, dann für die Fa. Arthur Becker und andere.

Die Häftlinge des Lagers Dörnhau mussten auf drei Etagen einer ehemaligen Teppichfabrik hausen. Im Lager gab es auch ein Revier, allerdings ohne Medikamente und medizinische Geräte. Es war eine angebliche „Krankenstation“. Die Frage, die man sich stellen muss ist: Warum wurde das Lager Dörnhau als „kaltes Krematorium“ bezeichnet? In Dörnhau gab es zwar keine Gaskammer, aber in dem Lager erhielten die Häftlinge nur ein Drittel der sonst üblichen Lagerverpflegung. Die nackten, typhuserkrankten Häftlinge wurden wortwörtlich zu „Tode gehungert“. Die meisten der Häftlinge starben an der Kälte, dem Hunger und an Durchfall.

Ich möchte jetzt Herrn Erdélyi bitten, den ersten deutschen Text aus seinem Buch vorzulesen, in dem er sich erinnert, wie die Zustände in den drei Etagen dieser Teppichfabrik waren.

Herr Erdélyi: Die drei Etagen dieses Gebäudes waren die drei Stufen der Hölle auf Erden. Auf der obersten Etage wurden – fast bis zum letzten Tag unserer Gefangenschaft – die „Sklaven“ untergebracht, die in den Arbeitskommandos noch einzusetzen waren. Unter den gegebenen

Umständen galt das eigentlich noch als privilegierte Situation. Unter uns, im ersten Obergeschoss, war der „Schonungsblock“ eingerichtet: eine Abteilung für die Geschwächten, die noch Hoffnung hatten. Ganz unten befand sich die „Hölle der Höllen“. Mit diesem Siechenhaus hat Dörnhau den Namen „kaltes Krematorium“ verdient. Die Massengräber auf dem nahen Hügel wurden größtenteils mit Toten aus dieser Abteilung gefüllt.

Ganz unten befand sich die „Hölle der Höllen“.

Frau Dr. Valaczkay: Sie haben mit Ihrem Vater auf der zweiten Etage gewohnt. „Gewohnt“, falls man das so nennen kann, Sie haben sich aber auch für kurze Zeit in der unteren Etage, im Erdgeschoss, aufgehalten. Sie schreiben in Ihrem Buch, wie dort die skelettartigen Menschen auf ihren engen Pritschen um ihr Leben gekämpft haben. Ich möchte Sie jetzt bitten, uns etwas über die sogenannte „Aufrichtung“ zu erzählen.

Herr Erdélyi: Bei der „Aufrichtung“ ging es darum, dass die Tagesverpflegung nur für die Gesunden ausreichend war. Deshalb wurden die Sterbenden und die bereits toten Häftlinge von den kräftigeren Häftlingen „aufgerichtet“ und deren Hände so vorgestreckt, als ob sie noch etwas zu essen bekommen könnten. So hatten dann die kräftigeren Häftlinge mehr zu essen. So ganz genau kann ich mich daran nicht mehr erinnern, aber ich weiß noch ganz genau, dass wir die Toten erst nach etwa ein oder zwei Tagen auf den Flur gelegt haben, weil wir ihre Tagesration Essen und ihre Kleidung gebrauchen konnten.

Frau Dr. Valaczkay: Lassen Sie mich bitte etwas ergänzen, was mir Herr Erdélyi ausdrücklich gesagt hat. Er möchte sagen, dass er immer nur das erzählen wird, was er selbst im Lager erlebt hat, niemals irgendwelche Dinge, die er gehört hat oder die ihm andere Häftlinge erzählt haben oder was er gelesen hat. Wie waren sonst die Umstände in dem Lager?



Herr Erdélyi: Es waren katastrophale Zustände, auch katastrophale hygienische Zustände. Wir hatten kein Wasser und noch nicht einmal Papier, um uns den Hintern abzuwischen. Ich habe es einfach so gemacht. Es gab da einige Zementsäcke, die aus fünf, sechs Schichten Papier bestanden, die natürlich richtig hart waren. Ich habe dann immer eine Schicht abgelöst und gerieben, damit sie weicher würde. Diese habe ich dann als Papier benutzt, obwohl sie aber eher an Schmirgelpapier erinnerte. Später hatte ich dann ein Stück Stoff, mit dem man in der Werkstatt Öl abgewischt hat. Dieses Stück Tuch habe ich dann mehrmals benutzt, bis ich irgendwo Gelegenheit fand, es zu waschen.

„Kaltes Krematorium“ nannte man die unterste Etage. Die dort liegenden Häftlinge waren so schwach, dass sie nicht einmal mehr die Kraft hatten, zu den Kübeln zu gelangen, die als „Toiletten“ dienen sollten. Da fast alle Durchfälle hatten, lagen diese armen Häftlinge mehr oder weniger in ihrem eigenen Urin und Kot. Das war die Realität.

Frau Dr. Valaczkay: Wie konnten in diesem Lager die sogenannten „Holló-Zeichnungen“, des Illustrators Imre Holló, der auch Häftling in Dörnhau war, erhalten bleiben?

Herr Erdélyi: Der Illustrator Imre Holló, der auch mein Buch illustriert hat, der mit mir im Lager lebte, hat seine Zeichnungen nicht tagsüber gemacht, sondern nur abends. In dem Krankenrevier hatte er kleine Stückchen Teppich, auf die er dann seine Zeichnungen machte. Mit diesen Zeichnungen, die er natürlich nicht aus Spaß gemacht hat, wollte er seine Erlebnisse für die Zukunft festhalten. Er hatte eigentlich vor, seine Zeichnungen wie eine Art Flaschenpost zu vergraben. Er wollte sie vergraben, in der Hoffnung, dass sie irgendwann in zehn oder zwanzig Jahren bei Bauarbeiten oder Grabungen gefunden werden. Weil aber das Lager nicht zerstört wurde, konnte er seine Zeichnungen mit nach Hause nehmen. Sie befinden sich jetzt im Archiv des Nationalmuseums.



Imre Holló, Im Lager Dörnhau (undatiert)



Imre Holló, Dörnhau (undatiert)

Frau Dr. Valaczkay: Welche Überlebenstricks hatten Sie als 15jähriger in diesem „kalten Krematorium“?

Herr Erdélyi: Ich wollte einfach nur überleben, zwei Tage oder einen Tag oder auch nur sechs Stunden. Ich hatte einfach sehr viel Glück, weil ich in dem Kartoffelschälerkommando gelandet war. Dort mussten wir jeden Tag die guten, schönen Kartoffeln schälen, für die Deutschen natürlich. Wir bekamen keine zu essen. Wir bekamen nur die schwarzen, die schon halb verdorbenen Kartoffeln. Wir haben auch von den Kohlresten gegessen, weil das etwas

gegen den Durchfall half. Einmal habe ich mehrere Kartoffeln in meinen Hosenbeinen „gerettet“ und herausgeschmuggelt. Ich weiß gar nicht genau, warum ich mich ausgerechnet an die Zahl 37 Stück erinnern kann. Vielleicht waren es auch 38 oder 39 oder vielleicht sogar nur 35 Kartoffeln. Es war natürlich eine ungeheuer große Menge und ich hatte sehr große Angst damit unbemerkt an dem Wächter vorbeizukommen. Diese Kartoffeln habe ich dann meinem Vater gegeben. Am Abend ging ich dann wieder zu meinem Vater und fragte ihn, ob er die Kartoffeln noch habe, ob er sie gut versteckt hätte. Er sagte mir, dass noch ein paar da wären, er habe aber die Hälfte oder ein Drittel an die anderen Häftlinge verteilt. Das hat mich so geärgert, dass ich ihn getreten habe oder vielleicht auch geschubst habe. Das weiß ich nicht mehr ganz genau. Es klingt heute furchtbar, aber nur weil ich die paar Kartoffeln geschmuggelt hatte, glaubte ich die Macht zu haben, ihn, also meinen Vater, bestrafen zu dürfen.

Frau Dr. Valaczkay: Sie schreiben in Ihrem Buch, dass es im Lager zu einer Art Rollenwechsel zwischen Ihnen und Ihrem Vater kam, also dass sich in gewisser Weise die ganze Familiendynamik geändert hatte. Sie kamen als Kind viel mehr mit den dortigen Umständen zurecht als Ihr Vater, konnten Lebensmittel, also hier Kartoffeln, schmuggeln. Sie waren also somit beinahe das Familienoberhaupt.



Lajos Erdélyi mit seinen Eltern und Schwester im Januar 1944

Herr Erdélyi: In der Beziehung zu meinem Vater war es typisch, dass wir nun die Rollen getauscht hatten. Manchmal gab es kleine Belohnungen für diejenigen, die noch arbeiten konnten in Form von kleinen Zettelchen. Diese konnte man dann gegen Tabak oder kleine Lebensmittel oder etwas Brot eintauschen. In dem Fall hatte also mein Vater die Möglichkeit, an Lebensmittel heranzukommen. Wenn es aber darum ging Lebensmittel aus der Kantine in die Baracke zu schmuggeln, hatte ich mehr Erfolg. Es hatte sich in der Baracke tatsächlich das Rollenverhältnis zwischen meinem Vater und mir geändert. Er war zum Beispiel Raucher. Wenn er nun Zigaretten geschenkt bekam, habe ich ihm verboten zu rauchen, weil ich die Zigaretten bei anderen Häftlingen gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Gegen diese Zigaretten habe ich dann Lebensmittel eingetauscht. In der Baracke fiel es mir als Kind auch leichter bei anderen um Lebensmittel zu betteln.



Imre Holló, Im Lager Dörnhau (undatiert)

Wenn wir abends mit dem „Essen“ fertig waren, haben wir oft noch die anderen Häftlinge gefragt, ob wir noch etwas zu essen bekommen könnten. Meist hat mein Vater die anderen gefragt, die ihm dann etwas für mich zu essen gegeben haben. Soweit ich mich erinnern kann, ist das nicht bei allen anderen Vätern und Söhnen vorgekommen.

In den ersten Monaten unseres Lagerlebens wurde die Rolle des Familienoberhauptes in unserer – mittlerweile zweiköpfigen Familie – eindeutig von meinem Vater gespielt. Er war streng. Er hat unsere Lebensmittelreserven eingeteilt. Es kam manchmal vor, dass ich mich der Arbeit ganz kurz entzog und zu Lasten anderer ein bisschen faulenzen wollte.

Dann wurde ich von ihm zurechtgewiesen. Wenn das nichts nutzte, hat er selbst merklich mehr geleistet. Damit hatte ich dann Schwierigkeiten.

Mit der Zeit und ganz unauffällig hat sich aber unser Vater-Sohn-Verhältnis geändert. Nachdem ich zum Hauptversorger unserer Familie geworden war – ich konnte ja mit viel mehr Erfolg betteln als jeder andere – kam es zwischen uns zu einem Rollentausch.

Frau Dr. Valaczkay: Sie haben mir berichtet, dass Sie Ihr Leben auch der Tatsache verdanken, dass Sie schon in jungen Jahren pfeifen konnten.

Herr Erdélyi: Wir hatten einen älteren, sadistischen Wächter, der von vielen „Hinkebein“, von anderen „Henker“, genannt wurde. Er hatte sich seinen Opfern immer ganz vorsichtig genähert, sie erst mal ganz unauffällig beobachtet. Falls er jemanden beim „Faulenzen“ erwischte, hat er mit seinem Stock zugeschlagen.

Er hat immer auf die Köpfe geschlagen ...

Er hat immer auf die Köpfe geschlagen und hatte es eigentlich leicht: wir arbeiteten unten, im Straßen-graben, er konnte von oben sehr gut zuschlagen. Öfters waren wir unvorsichtig und haben ihn erst spät bemerkt, als er sich schon über uns auftürmte.

Einmal versuchte ich mit beiden Händen meinen Kopf zu schützen, diesmal schlug er aber erstaunlicherweise nicht zu. „Was pfeifst du, Junge?“ – fragte er mich. „Ich melde gehorsam, Judas Maccabaeus von Händel“ – antwortete ich. „Nein, das ist Tochter Zion von Händel“ – behauptete er, und ich habe keinen Streit angefangen. Nach diesem Vorfall habe ich tagelang seine Suppe erhalten, manchmal auch Brot mit Belag. Die anderen wurden von ihm weiterhin gefoltert, wie früher. Er war ein Händel-Fan. Und das gehörte auch zu unserem Lagerleben.

Frau Dr. Valaczkay: Wenn nun das Thema Zwangsarbeit angedeutet wurde. Könnten Sie uns ganz kurz erzählen, welche Art von Zwangsarbeit Sie leisten mussten.

Herr Erdélyi: Wir mussten an der Eisenbahnstrecke arbeiten, das heißt, wenn die normalen Züge ankamen, mussten diese auf die kleineren Schienen, die kleinere Spurbreite, umgewechselt werden. Diese Züge hatten 40 Tonnen Waggons und mussten dann „umgepackt“ werden, bevor sie auf den anderen Schienen in die Berge fahren konnten.

Frau Dr. Valaczkay: Sie haben mir auch erzählt, dass Sie in den Wintermonaten öfters bei Regen und Schnee in der dünnen Häftlingskleidung stundenlang an der Straße arbeiten mussten.

Herr Erdélyi: Wir mussten eine etwa zwei, zweieinhalb Meter tiefe Grube graben. In Schlesien ist es in dieser Jahreszeit sehr kalt und wir hatten nur unsere dünne Häftlingskleidung an und es hat sehr geschneit. In etwa einem Meter Tiefe gab es dann schon das eiskalte Grundwasser. Dieses Grundwasser, dieses Schlamm-



Die Teppichfabrik, das frühere Lager Dörnhau

wasser, mussten wir mit Eimern ausschöpfen und mussten es dann aus der Grube hochtragen. Es gibt sogar eine Zeichnung von Imre Holló auf der ich zu sehen bin, wie ich einen Eimer mit dem Grundwasser hochhalte. Nie vergessen werde ich, als wir in der Nähe von Oberwüstegiersdorf (Gluszyca Gorna) an dem Graben arbeiten mussten, um ihn auszuschachten, wie ich auf eine deutsche Frau aufmerksam wurde. Nie vergessen werde ich diese deutsche Frau, die am Fenster einer in der Nähe stehenden Hütte stand. Sie machte mich auf sie aufmerksam und deutete auf einen größeren Stein, der am Rand lag. In einem unbeobachteten Augenblick bin ich zu dem Stein gegangen und habe nachgesehen, was sie meinte. Sie hatte unter dem Stein für mich Brot und andere Lebensmittel versteckt. Das ist dreimal oder viermal passiert.

Beim fünften Mal hat sie einen Wintermantel für mich dort unter den Stein gelegt. Als der Bewacher das gesehen hat, ist er zu der Frau gegangen und hat sie angeschrien und als Vaterlandsverräterin beschimpft. Aber ich hatte von einer deutschen Frau einen Wintermantel bekommen, den mir der Bewacher aber wieder weggenommen hat.

Frau Dr. Valaczkay: In Ihrem Bericht schreiben Sie zu den letzten Tagen im Lager Dörnhau, dass jeder Tag ein Wettlauf mit dem Tod gewesen sei. Wettläufe sind ja genau dann gnadenlos, wenn man nicht genau weiß, wie lange man noch laufen soll oder in Ihrem Fall, wie lange man noch zu leben hat. Anfang April 1945 stand schon die russische Armee in der Nähe von Breslau. Soweit Sie sich erinnern können gab es schon kurz vor der Befreiung Gerüchte im Lager Dörnhau, dass der damalige Kommandant Lütckemeyer für die Außenlager, ein SS-Hauptsturmführer, befohlen haben soll, die noch arbeitsfähigen Häftlinge aus Dörnhau und den anderen Lagern zu evakuieren. Unter „evakuieren“ meinte man optimistisch dann die sogenannten Todesmärsche. Sie befürchteten damals, dass Sie entweder mit der Bahn oder zu Fuß Richtung Reichsmittle „evakuiert“ würden. Es gab auch Gerüchte, dass die Fabriken gesprengt, die Lager im Eulengebirge aufgelöst und die Häftlinge dann erschossen werden würden. Sie hatten aber das Glück, dass das mit den Häftlingen von Dörnhau nicht passiert ist. Sie wurden befreit. Ich möchte Sie deshalb fragen, können Sie sich an den Moment erinnern, als Ihnen klar war, dass Sie überleben würden? Was ging Ihnen da durch den Kopf, als Ihnen klar war, dass die Hölle irgendwann ein Ende haben würde? Kann man sich an so einen Moment erinnern?

Herr Erdélyi: Ich kann mich noch gut erinnern, dass mich einer der Bewacher, ein Scharführer, zu sich befohlen hat und mir ein kleines Paket durch den Zaun gegeben hat. Ich habe dann das Paket ausgepackt und Sie werden es kaum glauben, aber es war nicht der Inhalt, der wichtig war, sondern die Zeitung, in die der Inhalt eingepackt war. Dort war auf der Titelseite das schwarz eingerahmte Foto von Hitler. Er war also tot. Ich rannte mit der Zeitung zu den anderen Häftlingen, um ihnen das Foto zu zeigen.

Ich muss aber noch erwähnen, dass ich vor dem Krieg in einer zionistischen Jugendorganisation war. Dort haben wir ein Lied gelernt. Es wurde uns aber auch gleich gesagt, dass wir dieses Lied nicht öffentlich singen sollten. Am 2. Mai, das weiß ich noch ganz genau, stand ich zwischen den SS-Wachtürmen und habe dieses Lied gepfiffen, aber ich wusste nicht, was es für ein Lied war. Dann kam ein slowakischer Häftling auf mich zu, der Kommunist war, und hat mich gehohlet, denn ich hatte unwissentlich die Internationale gepfiffen.

Wir sind aber nicht am Tag der Unterzeichnung des Friedensvertrages befreit worden, sondern am 9. Mai haben wir dann festgestellt, dass die Wachtürme nicht mehr von SS-Leuten besetzt waren. Wir waren gut gelaunt. Man ahnte schon, dass es in unserem Lager doch nicht zum schrecklichsten Ende, zu einem Massenmord, kommt. Einer von uns, der gerade einen Zuckersack aus dem Vorrat der Nazis trug, stolperte. Der Sack zerriss und der Zucker stob in alle Richtungen. Der ganze Inhalt lag auf dem Boden. Gierig haben wir uns auf den Zucker geworfen, wir haben ihn vom Boden aufgeleckt. Mit beiden Händen versuchten wir so viel wie möglich davon in unsere Taschen zu stecken. Die ganze Szene dürfte nicht mehr als ein paar Sekunden gedauert haben. Der Wächter, der in der Tür stand, hätte uns zurechtweisen können, hat es aber nicht getan. Er hat lieber seinen Schäferhund losgehetzt. Der Bluthund hat den Jungen neben mir angegriffen. Er wusste genau, wo er beißen soll. Am Hals. Der Junge hätte mein Schulkamerad gewesen sein können. Ich habe unmittelbar neben ihm gekniet und gegessen, genauso wie er. Warum er? Warum nicht ich?

Frau Dr. Valaczkay: Sie haben erzählt, dass das Tor vom Lager Dörnhau am 9. Mai 1945 offenstand. Wie erinnern Sie sich an die ersten Stunden der Freiheit? Was haben Sie gemacht und was waren die Umstände im und um das Lager herum?

Herr Erdélyi: An diesem Tag bin ich sehr früh aufgewacht, vielleicht um fünf oder um sechs Uhr, aber an diesem Tag da waren wir eigentlich noch nicht richtig befreit. An diesem Morgen stand ich auf dem Hof des Lagers und habe gesehen, dass die Wachtürme leer waren, die Deutschen, die SS, waren weg. Das Tor stand offen, aber dennoch war die Angst vorhanden, denn in der Nähe des Tores hätte man erschossen werden können. Aber da nun das Tor offenstand, habe ich mich herausgeschlichen und bin nach Oberwüstegiersdorf gegangen, um etwas Essbares zu finden. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich alles unternommen und versucht, dass ich im Lager nicht von meinem Vater getrennt werde, denn das hätte den Tod bedeutet. Jetzt war plötzlich der Zeitpunkt, an dem ich die Angst vor dem Tod vergessen hatte. Es war das erste Mal, dass ich mich allein auf den Weg gemacht hatte.

Es herrschte ein absolutes Chaos. Die Deutschen waren geflüchtet. Die Russen kamen mit Kutschen in Richtung Elbe. Alle Deutschen flüchteten Richtung Westen, weil sie lieber zu den Amerikanern in die Kriegsgefangenschaft gehen wollten, was auch verständlich war. So haben sich die Häftlinge in ihren gestreiften Kleidungsstücken selbst „befreit“.

Mir sind der Mantel und die deutsche Frau, die mir damals geholfen hatte, eingefallen. Ich habe mich auf den Weg gemacht, sie zu suchen. Ich wollte mich für ihre Warmherzigkeit bedanken. Sie hat mich an den Tisch gesetzt. Essen konnte ich kaum, aber ich trank Wasser, sehr viel sogar. Die Frau weinte. Sie erzählte, dass ihr Mann an der Ostfront gestorben war und ihr Sohn auch zum Wehrdienst einberufen worden war. Er sei kaum älter als ich. Es gebe keine Nachrichten von ihm, sagte sie. Sie hätte den Wintermantel für mich unter den Stein gesteckt, weil sie ihn für den eigenen Sohn umsonst aufbewahrte. Wenigstens ein fremdes Kind sollte er vor der Kälte schützen. Plötzlich haben wir von draußen Geschlurfe, dann mutloses Klopfen gehört. Mein Vater stand in der Tür. Er hatte sich Sorgen gemacht, als er merkte, dass ich das Lagergebiet verlassen hatte. Er hoffte darauf, dass ich in Kürze

zurückkomme. Als er sah, dass er umsonst wartete, hat er angefangen, nach mir zu suchen. Er hat schnell eingesehen, dass er mich in dem völligen Durcheinander, das im Lager unmittelbar nach der Befreiung herrschte, niemals finden würde. Aber wenn sein Weg ohnehin in diese Richtung führte, wollte er kurz bei der Frau vorbeikommen und Danke sagen. Danke dafür, dass sie seinen Sohn mit Nahrung und Kleidung am Leben zu erhalten versucht hatte. So konnte ich meinen Vater wiedersehen. So haben wir in den ersten Stunden der Freiheit keinerlei Rachegefühle gehabt. Im Gegenteil. Wir waren die Wenigen, die es verdient haben, dankbar zu sein.

Frau Dr. Valaczkay: Die Rückkehr von Dörnhau nach Târgu Mureș, in Rumänien, können Sie genau nachvollziehen, da ihr Vater an dem Tag der Befreiung begann ein Reisetagebuch zu schreiben. Sie können sich auch noch genau erinnern, dass Ihr Vater mit der Befreiung und dem Beginn des Schreibens des Tagebuchs die Familienhierarchie wiederherstellte. Er hat also in den ersten Stunden der wiedererlangten Freiheit entschieden, dass Sie wieder nach Hause nach Târgu Mureș zurückkehren wollten. Wie haben Sie darauf reagiert? Wollten Sie auch wieder zurück?

Herr Erdélyi: Im ersten Moment, als wir uns von der deutschen Frau verabschiedet hatten, hatte sich die alte Familienordnung wiederhergestellt und mein Vater sagte, dass wir nach Hause zurückgehen werden. Auf dem Heimweg haben wir immer irgendwo unterwegs übernachtet, mal in Wartehallen von Bahnhöfen, mal auf Dachböden von Bauernhäusern. Einmal hat man uns bei einer Übernachtung unsere Rucksäcke mit den wenigen Lebensmitteln, die wir hatten, gestohlen. Unterwegs haben wir uns mit Typhus angesteckt und mussten eine Weile, mehrere Wochen, in einem tschechischen Krankenhaus verbringen. Unterwegs sind wir viele hundert Kilometer gelaufen, wir sind mit der Eisenbahn gefahren und mit Pferdekutschen. Sie können sich bestimmt vorstellen, wie abenteuerlich es war, die etwa 750 Kilometer bis nach Hause, nach Târgu Mureș, zurückzulegen.

Frau Dr. Valaczkay: Sie haben mir erzählt und in Ihrem Buch geschrieben, dass trotz der Qualen der Heimreise und des mehrmonatigen Aufenthaltes im „kalten Krematorium“ im Lager die ersten Erlebnisse und Erfahrungen nach der Rückkehr in ihre Heimat noch traumatischer und enttäuschender waren, als die lange Zeit als Häftling, als Zwangsarbeiter und des Lagerlebens in Dörnhau. Warum?

Herr Erdélyi: Der „Empfang“ in Târgu Mureș war für uns, Vater und Sohn, sehr unterschiedlich. Es war für uns nicht einfach wieder an einen Ort zurückzukommen, an dem damals keiner der anderen Einwohner Widerstand geleistet hatte, als wir Juden von dort abgeholt und dann deportiert wurden.

Wenn ich noch etwas zu dem Vater-Sohn-Verhältnis sagen darf. Ich dachte damals, nun sind wir endlich frei und wir können nun nach Westen gehen. Ich war ja noch sehr jung, damals gerade 15 Jahre alt. Ich wollte doch einfach 'mal nach Rom, nach Paris. Ich dachte, jetzt haben wir doch die Möglichkeit dazu. Warum eigentlich nicht. Mein Vater sagte aber, nein, wir gehen nach Hause und warten dort auf deine Mutter und deine Schwester. Aber ich wusste doch, dass beide nicht mehr leben, dass sie vergast worden sind. Wir hatten ihre Kleider gesehen, aber dennoch haben wir uns auf den Weg nach Hause gemacht. Aber an einer Stelle haben wir uns dann doch getrennt. Er ging Richtung Osten, ich Richtung Westen. Ich wollte doch in den Westen, wie gesagt, nach Rom, nach Paris. Aber nach vielleicht hundert Schritten habe ich mich rumgedreht und bin mit meinem Vater Richtung Osten gelaufen. Somit war in unserem Vater-Sohn-Verhältnis wieder alles wie früher.

Frau Dr. Valaczkay: Sie schreiben in dem letzten Kapitel Ihres Buches, dass es eine große Herausforderung für alle ehemaligen Lagerhäftlinge war, zu entscheiden, wie nun die Zukunft aussehen sollte.

Herr Erdélyi: Es herrschte doch unter den Freigelassenen die große Unsicherheit, gibt es noch Überlebende der Familie. Gibt es noch Hoffnung? Lange Zeit, vielleicht ein Jahr lang, wusste man doch nicht, gibt es noch Überlebende der Familie, der Freunde und von Bekannten. Wir kamen im Sommer in Târgu Mureș an und noch im Dezember erreichten uns Nachrichten von einzelnen Überlebenden der Lager und der Deportation. Lange Zeit also herrschte Ungewissheit über das Schicksal der anderen. Erst etwa eineinhalb Jahre nach der Befreiung hatte man genaue Pläne, wie nun der Neuanfang, die Zukunft aussehen könne. Diejenigen, die überlebt hatten und heimgekehrt waren, die waren vielleicht so im Alter zwischen 20 und 40 Jahren, also doch noch jung genug, um ein neues Leben beginnen zu können.

Frau Dr. Valaczkay: Was hat Sie nun nach der Rückkehr in Ihrem Haus, in Ihrem Geschäft, erwartet?

Herr Erdélyi: Mein Vater ging zu Roma-Frauen, die mit Karten die Zukunft voraussagen konnten und wollte erfahren, ob es noch Überlebende der Familie gebe. Als wir in unserem Haus in Târgu Mureș ankamen, wohnten dort Verwandte von uns. Sie wollten das Eigentum von meinem Onkel, dem Bruder meines Vaters, retten. Sie dachten doch, die kommen nicht zurück und wollten es so erben. Es dauerte etwa eineinhalb Jahre, bis wir wieder einziehen konnten.

Frau Dr. Valaczkay: Wie wurden Sie als junger Mann wieder in Târgu Mureș empfangen, von den damaligen Mitschülern zum Beispiel?

Herr Erdélyi: In meinem Alter sind ganz wenige zurückgekehrt. Ich bin dann auf einem katholischen Gymnasium gewesen. Wir waren vier aus der Deportation zurückgekehrte Schüler. Die anderen aber haben sich nicht für unsere Vergangenheit, unser Schicksal interessiert. Den anderen Schülern wurde früher immer erzählt, ob das wirklich stimmt, weiß ich natürlich nicht, aber die Juden seien immer eine Last für die Nation gewesen. Alle beschäftigte eigentlich mehr die Frage, ob nun Transsylvanien zu Rumänien oder zu Ungarn gehören wird. Diejenigen, die „netter“ waren, die es gutmütiger formuliert hatten, haben mich „kleinen Juden“ genannt. Die anderen, die hinterhältiger waren, haben mich als „Irrtum von Hitler“ bezeichnet, weil ich überlebt habe und das hätte eigentlich nicht passieren dürfen. Ich habe dann die Treffen von zionistischen Organisationen besucht, weil ich mich dort wohler gefühlt habe. Einige haben vorgeschlagen, nach Israel auszuwandern. Aber das wollte ich nicht. Ich wollte alles, aber nicht in einem Kibbuz arbeiten. 1947 habe ich mit meinem Studium begonnen und mich mit den Kommunisten angefreundet, die dann immer erzählt haben, wie die Nation ausgebeutet würde und dass der Nationalismus bekämpft werden müsse. Da mich ihre Vorstellungen begeistert hatten, wurde ich schon mit 18 Jahren Mitglied bei ihnen.

Frau Dr. Valaczkay: Wann hat aber nun Ihr Vater die Entscheidung getroffen, doch nach all diesen Erfahrungen ein neues Leben zu beginnen?

Herr Erdélyi: Von allen Seiten wurde gesagt, dass man nun nach der Rückkehr wieder Familien gründen sollte, also heiraten solle. Es gab dann auch Ehevermittler. Die Rabbiner aber waren absolut dagegen diese gestifteten Ehen zu schließen, weil ja niemand wusste, ob man tatsächlich verwitwet sei oder ob nicht vielleicht doch der Ehepartner irgendwo überlebt habe. Mein Vater hat sich nun auf eine angeblich biblische Tradition berufen, die meiner Meinung nach seiner Phantasie entsprang, wonach man vor 10 gläubigen Juden Ehen schließen darf.

Frau Dr. Valaczkay: 1950 bekam Ihr Vater einen Reisepass und die Möglichkeit oder die Erlaubnis nach Israel auszuwandern. In diesem Reisepass stand auch Ihr Name. Was ist denn dann aber aus den Auswanderungsplänen geworden?

Herr Erdélyi: Im Mai 1950 wollte ich Ungarn nicht mehr verlassen. In meinen Studienjahren wurde ich zum überzeugten Sozialisten. Ich glaubte fest daran, dass das irdische Paradies in meinem Heimatland entstehen soll. Ich wollte nicht weg, aber die Entscheidung meines Vaters konnte ich völlig nachvollziehen. Jetzt kann er seinen Lebenstraum verwirklichen, habe ich mir gedacht. Zumal kann er mit einer Frau, der Schwester meiner Mutter, zusammenleben, die ihn an seine ehemalige Ehefrau erinnerte und die er heiraten wollte. Unter der zweimonatigen Grübeleien haben wir beide sehr gelitten. Und dann hat mein Vater ein paar Tage vor der Abreise, ohne dass ich es gewusst hatte, seinen Reisepass zurückgegeben. Einfach zurückgegeben. Er hat seine Entscheidung getroffen. Er konnte seinen Sohn und Lagerkameraden nicht mehr verlassen. Am 9. Mai 1945 bin ich nach 200 – Richtung Westen gemachten – Schritten zu meinem Vater gelaufen. Jetzt hat er seine Reise in Richtung Nahen Osten nicht fortgesetzt. Meinetwegen.

Frau Dr. Valaczkay: Vielen Dank für Ihre Berichte und Erlebnisse, die Sie uns hier und heute erzählt haben.



*Herr Lajos und Frau Anna Erdélyi in der Gedenkstätte,
05.05.2015*



*Herr Lajos und Frau Anna Erdélyi
mit Frau Dr. Gabriella Valaczkay, Berlin, 07.05.2015*

+++++

Auszüge aus der Dokumentation „Laló“ von István Jávör (2009)

Mein Vater stammt aus einem kleinen Dorf. Er hatte sechs Geschwister. Sein Vater besaß die Dorfkneipe und den Gemischtwarenladen. Damals war es in fast allen Ortschaften so: ein Dorf – ein Jude. Dieser einzige Jude betrieb fast ohne Ausnahme die Kneipe und den Einzelhandel. Der war mein Großvater, der nur Ungarisch sprach. Sein Sohn, mein Vater, wurde als Jurist der allererste Akademiker unserer Familie. Er verabscheute aber seinen Beruf schon bald. Er eröffnete in der Stadtmitte von Târgu Mureş einen kleinen Laden: Drogerie und Fotolabor in einem. Zu Hause wurde ausschließlich Ungarisch gesprochen. Mein Vater war ein Poesie-Liebhaber, Anhänger des ungarischen Dichters Endre Ady und des Zigeunerviolinisten Pista Dankó. Er war in mehreren ungarischen Kulturvereinen der Stadt aktiv. Außerdem nahm er Führungspositionen in zionistischen Organisationen ein.

Wir haben die ungarische Herrschaft im September 1940 ausgelassen gefeiert, weil wir uns als Ungarn empfunden haben. Es gab ein richtiges Volksfest auf den Straßen, alle Schaufenster wurden geschmückt. Innerhalb von einer Woche wurden wir mit der ungeschminkten Wahrheit konfrontiert. Wir verstanden, was für ein neues Ungarn auf uns wartete. Dieser Staat hatte nichts mehr mit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zu tun. Das war bereits das Ungarn von dem faschistoiden Reichsverweser und Hitlerfreund Miklós Horthy und dem antisemitischen Ministerpräsidenten Pál Teleki. Unter deren Regierung traten die ersten Judengesetze, unter anderem auch der „Numerus Clausus“ in Kraft. Ins Gymnasium konnte ich als Jude nicht mehr aufgenommen werden. Aufgrund dieses Gesetzes durften nicht mehr als sechs Prozent sämtlicher Gymnasial- und Studienplätze an jüdische Bewerber vergeben werden.



Lajos Erdélyi in der Dokumentation „Laló“ (2009)

In Târgu Mureş hat uns regelmäßig eine polnische Chemikerin aus Krakau besucht. Sie hat uns Kindern Deutsch beigebracht. Als Belohnung wurde sie von meinen Eltern jeden Samstag zum Mittagessen eingeladen. Sie hat mehrmals versucht, meine Eltern zur Flucht zu überreden. „Wir sollten uns in den Bergen von Siebenbürgen ein Versteck vorbereiten. Uns erwarte dasselbe, was den polnischen Juden bereits geschehen war: die Vernichtung.“ Das heißt, wir haben eigentlich alles rechtzeitig gewusst. Wir wussten nichts von Auschwitz, aber wir wussten von der Massenvernichtung der polnischen Juden. Wir waren von den Geschichten dieser polnischen Frau zwar schockiert, wir haben sie bedauert, aber mein Vater meinte: „So was kann in Siebenbürgen niemals passieren. In dem von Ungarn bewohnten Szeklerland werden wir von der Szekler Division der Ungarischen Nationalarmee jederzeit verteidigt.“ Kein einziger Jude flüchtete aus Târgu Mureş.

Wir sind in das Ghetto am 3. Mai 1944 zu dritt, mit meiner Schwester und meiner Mutter eingezogen. Mein Vater war von der Gestapo schon Tage zuvor verhaftet worden. Ich wurde also mit 15 plötzlich zum Familienoberhaupt. Meine Mutter war völlig verzweifelt und meine Schwester war damals erst 12 Jahre alt. Bevor unser Geschäft geschlossen wurde, habe ich unser großes „Schuldenbuch“ aus dem Laden herausgeholt. Ich suchte unsere Schuldner in der Stadt nacheinander auf. Ich erklärte ihnen, dass wir nichts zu essen hatten. Wir brauchten unser Geld zurück. Einige haben ihre Schulden gleich zurückbezahlt, einige wenige baten uns um Geduld. Es gab aber auch welche, die mich auslachten und sagten: „Schulden an einen Juden zurückzahlen? Warum?“

Unser Zug nach Auschwitz fuhr los. Diejenigen im Viehwagon, die etwas von Geographie verstanden, versuchten zu erkennen, welche Stationen wir gerade verließen. Als sie feststellten, dass wir nach Norden gebracht wurden und in kurzer Zeit die Staatsgrenzen überschreiten würden, wussten sie schon, worum es ging. Dann ist uns allen plötzlich die Warnung der polnischen Chemikerin eingefallen. Da war uns allen klar, dass uns der Mord erwartete. Ein polnischer Kapo hat mir geraten, alles dafür zu tun, in einen der nächsten Arbeitstransporte angenommen zu werden. Das habe ich meinem Vater sofort erzählt. In diesen Tagen wussten wir schon von den Gaskammern, von den Krematorien, eigentlich schon alles. Nach 3 - 4 Tagen habe ich versucht, mich für einen Arbeitstransport anzumelden. Es gelang mir am neunten Tag, zusammen mit meinem Vater in einen Transport aufgenommen zu werden. Bei unheimlich starkem Regen mussten wir stundenlang bis zum Bahnhof von Auschwitz laufen, wo wir dann einwagoniert wurden und Richtung Arbeitslager losfuhren.

Wenn ich zurückdenke, habe ich noch eine sehr persönliche Erinnerung an meine Familie aus diesen Tagen. Ich kam mit meinem Vater in Auschwitz aus der Dusche. Wir waren mit einer ätzenden Flüssigkeit behandelt und von Kopf bis Fuß rasiert worden. Da ist mir vor dem Gebäude ein Kleiderständer aufgefallen. Da hingen nämlich die

Kleider meiner Schwester und meiner Mutter, die ich meinem Vater gleich zeigte. „Das sind tatsächlich ihre Kleider“ – sagte er, und das war sein allerletzter Satz zu diesem Thema. Bis zum Kriegsende sprachen wir diese Szene

nicht mehr an. Auch wenn wir ein paar Tage später aufgeklärt wurden, dass diese am Ständer hängenden Kleider später in einen Desinfektionsraum gebracht wurden. Das waren Kleidungsstücke von Vergasteten.

+++++

Der „Komplex Riese“

Zwischen 1943 und 1945 fanden im niederschlesischen Eulengebirge, Teil des Riesengebirges, Bauarbeiten an mehreren Stollenanlagen statt. Die Nutzung dieser Anlagen ist bis heute nicht eindeutig zu klären. Deutsche Quellen weisen darauf hin, dass über eine Fläche von 35 km² eine unterirdische Schutzanlage entstehen sollte. Mittelpunkt dieser Anlage sollte eines von 20 Führerhauptquartieren für Hitler werden. Außerdem war geplant, die militärische Führung sowie Industrieanlagen dort unterzubringen. Die Bauarbeiten wurden von Zwangsarbeitern und Häftlingen aus Konzentrationslagern verrichtet. In diesem Fall kamen sie aus dem KZ Groß-Rosen. Sie waren in Außenlagern, genannt „AL Riese“, in unmittelbarer Umgebung zu den Stollen und anderen Baustellen, die im Zusammenhang mit dem „Komplex Riese“ standen, untergebracht. [...]

Die Außenlager (Wüstegiersdorf/Gluszyca, Dörnhau/Kolce, Oberwüstegiersdorf/Gluszyca Gorna, Wüstewaltersdorf/Walim)

In den vier großen Außenlagern waren ein Großteil der Häftlinge untergebracht, die für den Bau von „Riese“ Zwangsarbeit leisten mussten. In den vier Ortschaften brachte man die Häftlinge in bereits bestehenden Fabrikgebäuden unter. [...]

Die Stollen

Bekannt sind heute sieben Stollen im Eulengebirge, die dem „Komplex Riese“ zugeordnet werden. Die Stollen haben einen ähnlichen Aufbau, der dem anderer Stollensysteme für Führerhauptquartiere entspricht. Die unterirdische Anlage umfasste 2.500 m² und war bereits zu 15% betoniert. Sie verfügte über drei Eingänge. [...]

Das Lager Dörnhau

Im Lager Dörnhau wurde Ende 1943 ein Lager in einem Fabrikgebäude errichtet, das 1944 aufgrund einer Typhusepidemie komplett geräumt und neu belegt wurde. In dem Lager waren bis zu 2.000 Häftlinge untergebracht. Ab Mitte des Jahres 1944 übernahm das Lager die Funktion eines zentralen Krankenreviers, das im ersten Stock des Gebäudes angesiedelt war. Viele Kranke starben durch gezielte Vernachlässigung. Die Häftlinge wurden für den Straßenbau, Kanalisationsarbeiten und Stollenarbeiten für den „Komplex Riese“ eingesetzt. Nach der Befreiung der noch verbliebenen Häftlinge wurde das Gebäude wieder seinem ursprünglichen Zweck als Fabrikgebäude zugeführt.

Aus: Franke, Annemarie [u.a.]: Der Komplex Riese. Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung, Grodziszczce. o. J., 30 S.

+++++

Literatur:

Erdélyi, Lajos: Survival – memories of a photographer. Budapest: Stiftung Zachor, 2013

Franke, Annemarie [u.a.]: Der Komplex Riese. Grodziszczce: Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung, o. J., 30 S.

Sula, Dorota: Arbeitslager Riese. Filia KL Groß-Rosen. Groß-Rosen 2003, 261 S. ISBN 8391397092.

Konieczny, Alfred: KL Groß-Rosen – das Nazi-Konzentrationslager in Niederschlesien 1940-1945. Wałbrzych 2000.

<http://www.riese.krzyzowa.org.pl/?lang=de&ref=glossary&rt=myths> [Internetseite der Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung]

http://www.emlekezem.hu/cimlap_elettortenetek/erdelyi_lajos_tuleles.html

[Internetseite über Lajos Erdélyi von Zachor – Foundation for Social Remembrance, Budapest]

<http://de.gross-rosen.eu/> [Internetseite des Museums Groß-Rosen in Rogoźnica]

http://hu.wikipedia.org/wiki/Erd%C3%A9lyi_Lajos_%28fot%C3%B3m%C5%B1v%C3%A9sz,_1929%29

[Ungarische Wikipedia-Seite über Lajos Erdélyi]

+++++

Veranstaltungshinweise

Dienstag, 2. Juni 2015, 19.00 Uhr

Auschwitz im Bild. Zur kritischen Analyse der Auschwitz-Alben

Begrüßung: Dr. Hans-Christian Jasch, Direktor Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin

Vortrag: Dr. Stefan Hördler, Nordhausen und Dr. Christoph Kreutzmüller, Berlin

Moderation: Prof. Dr. Michael Wildt, Berlin

Ort: Topographie des Terrors Auditorium, Niederkirchnerstraße 8, Berlin-Kreuzberg

– Eintritt frei –

Die von SS-Männern 1944 aufgenommenen Fotos aus dem Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau sowie dem nahe gelegenen SS-Erholungsheim sind inzwischen zu Ikonen geworden und werden häufig illustrativ reproduziert.

Gleichwohl stellen die sogenannten Lili Jacob und Karl Höcker Alben aus Auschwitz wichtige Quellen dar, die Aufschluss über Tatabläufe und Täter geben. Wie sind die Fotos zu lesen? In welchem Verhältnis stehen die Alben zueinander? In welcher Reihenfolge wurden die Fotos aufgenommen? Wer ist zu erkennen? Hier setzt die Detailanalyse von Stefan Hördler und Christoph Kreutzmüller an.

Dienstag, 16. Juni 2015, 18.00 Uhr

„Die Deutschen sind zurück. Versöhnungsarbeit und Spurensuche in Weißrussland“ (Filmvorführung)

Ort: Haus der Wannsee-Konferenz, Am Großen Wannsee 56-58, 14109 Berlin

– Eintritt frei – Aufgrund des begrenzten Platzangebotes erbitten wir die Anmeldung unter bildung@ghwk.de

Am 22. Juni 1941 überfiel die deutsche Wehrmacht die Sowjetunion. Damit begann der systematische Massenmord an den europäischen Juden und ein erbarmungsloser Vernichtungskrieg in der Sowjetunion, der Millionen Menschen das Leben kostete.

Vor dem Hintergrund dieses Ereignisses laden die Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz und Gegen Vergessen - Für Demokratie sehr herzlich zu der Vorführung des Films "Die Deutschen sind zurück. Versöhnungsarbeit und Spurensuche in Weißrussland" von Sebastian Heinzel ein.

Seit 17 Jahren fährt Ulrike Jaeger der evangelischen Jugendregion Bünde-Ost mit Jugendlichen in den Sommerferien nach Weißrussland. Gemeinsam mit gleichaltrigen Weißrussen renovieren die Jugendlichen baufällige Häuser älterer Menschen auf dem Lande und lernen das einfache Leben in der Provinz eines weitgehend unbekanntes Landes kennen.

"Jetzt sind die Deutschen zurück", heißt es bei den Alten, die oft das erste Mal nach Kriegsende wieder Berührung mit Deutschen haben. Diesmal bringen sie allerdings keine Zerstörung wie die Generationen ihrer Vorfahren – sondern bauen Häuser neu auf. Damit verbessern sie das Leben ihrer freundlichen Gastgeber, die ihre Urgroßeltern sein könnten.

Im Anschluss an den Film besteht die Möglichkeit mit Ulrike Jäger und Jugendlichen, die in Weißrussland dabei waren, dem ehemaligen Botschafter in Minsk Dr. Frick sowie dem Arzt Dr. Brüggemann, die maßgeblich zur Herstellung des Films beigetragen haben, ins Gespräch zu kommen.

+++++



© Haus der Wannsee-Konferenz
Berlin, Mai 2015

I
m
p
r
e
s
s
u
m

Herausgeber

Haus der Wannsee-Konferenz - Gedenk- und Bildungsstätte

Am Großen Wannsee 56-58 ▪ D-14109 Berlin

Telefon: 030 - 80 50 01 0 ▪ Telefax: 030 - 80 50 01 27

E-Mail: info@ghwk.de ▪ Internet: www.ghwk.de

Redaktion: Michael Haupt, GHWK (V.i.S.d.P.)

Bankverbindung

Commerzbank Berlin

Konto: 44 60 200 00 ▪ Blz 100 400 00

IBAN: DE85 1004 0000 0446 0200 00

BIC: COBADEFFXXX

Kontoinhaber: Erinnern für die Zukunft - Trägerverein des Hauses der Wannsee-Konferenz e.V.

(Spenden sind steuerlich absetzbar), USt-IdNr.: DE241194215.